

XI.

Die russische psychopathische Literatur als Material zur Aufstellung einer neuen klinischen Form, der Idiophrenia paranoides.

Von

Dr. J. Sikorski,

ord. Professor der Psychiatrie an der Universität Kiew.



Die psychopathische Literatur hat trotz des grossen Interesses, das sie von vielen Gesichtspunkten aus bietet, nur wenig Beachtung gefunden. Namentlich wurde die klinische Stellung der pathologischen Zustände, die sich in den betreffenden krankhaften geistigen Erzeugnissen äussern, von den wenigen Autoren, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben — unter anderem von Lombroso in seinem „Genie und Irrsinn“ — nicht genügend definirt. Der Gedanke, mich mit dieser Frage zu befassen, lag mir umso näher, als sich in den letzten 15—20 Jahren in meiner Privatbibliothek eine beträchtliche Anzahl derartiger Schriften angehäuft hat, deren Verfasser ich zum Theil Gelegenheit zu beobachten hatte. Viele dieser Schriften sind in deutscher, französischer, englischer und polnischer Sprache abgefasst, die Mehrzahl derselben gehört jedoch russischen Autoren und konnte daher von den westeuropäischen Forschern nicht als Material benutzt werden.

Die Erforschung der psychopathischen Literatur bietet — abgesehen von der speciellen, also rein psychiatrischen Bedeutung derselben — auch in socialer Beziehung kein geringes Interesse. Ebenso wie das Vorhandensein von Geisteskranken, Degeneranten und psychopathischen Naturen, muss auch die psychopathische Literatur Spuren in der Gesellschaft zurücklassen. Und doch ist sogar die Thatsache der Existenz einer solchen Literatur nur wenig bekannt. Zuweilen findet man in den Werken gesunder Schriftsteller solche Stellen, die zweifellos ihren psychopathischen Collegen entlehnt sind. Auch rufen manchmal solche Werke, die nur eines Hinweises darauf, dass sie ins Gebiet der Psy-

chiatric gehören, bedürfen, in der Presse eifrige Entgegnungen, Polemik und kritische Analysen hervor.

Um den psychologischen Charakter der Erscheinung, mit der wir hier zu thun haben, näher kennen zu lernen, wollen wir zunächst einen Theil des uns vorliegenden Materials einer Erörterung unterziehen. Wir werden dabei namentlich die wenig oder gar nicht bekannten russischen Schriften berücksichtigen.

I. Tibeau-Brignol. Dieser Autor veröffentlichte im Jahre 1873 in Orel ein 52 Seiten enthaltendes Büchlein, an dem schon das Titelblatt die charakteristischen pathologischen Züge aufweist. Wir geben es hier in möglichst getreuer Nachbildung (in Uebersetzung) wieder:

Zwanzig Declarationen

nebst

Conspect einer schon längst verfassten Theorie über die Ursache der Cholera und aller Erscheinungen derselben.

Diese Declarationen beabsichtigte ich dem dritten Naturforschercongress in Kiew vorzulegen, da aber den Gelehrten neue Ansichten in der Wissenschaft unsympathisch sind, so beschränke ich mich darauf, meine auf Gesetzen der Mechanik begründete Theorie der Elektricität auseinanderzusetzen und einige verschiedenartige Naturerscheinungen zur Stütze dieser Theorie anzuführen.

Vorwort.

Zur Discussion gestellte wissenschaftliche Thatsachen,
bereits im Jahre 1863 in den „Tulaer Gouvernementsnachrichten“
angegeben.

Peter Tibeau-Brignol.

Der Leser wird auf folgende Declaration . . .
aufmerksam gemacht.

Ich verleugne alle meine Arbeiten, falls mir Jemand nur eine Widerlegung der Behauptungen meiner Theorie des Weltmotors und ihrer Anwendung auf die Untersuchung einzelner Erscheinungen der Natur in zusammenhängenden Bildern ihrer Aeusserungen erbringt.

Orel.

Gedruckt bei J. Tschikasslow.

1873.

Um zu zeigen, dass wir es hier nicht mit einem specifisch russischen Product zu thun haben, bringen wir als Parallele das Titelblatt einer deutschen psychopathischen Schrift:

Ernte-, Wein- und Nachlese

des grossen Kunst- und Wissenschaftserbtes

Europas (doch auch Off. 14, 14, ff.)

von ganz anderem Gesichtspunkt

(sieh, ob nicht doch der einzig wahre!)

Vergessenes, Miss- und Verachtetes,
weniger „Gewünschtes“, als „Geschmähtes“
ein Herzbüchlein für Einsame
(doch auch, wenn sie wollten, Handbüchlein für Vorleser an Universitäten)
vom
Bewussten
theologischen Philosophen des nicht „Unbewussten“
Apg. 15, 18.

Seinem originellen Titelblatt lässt Tibeau-Brignol eine Vorrede folgen, in der er sich bitter über die Gleichgültigkeit der Gelehrten gegen seine Theorien beklagt. Die Gesellschaft, meint er, wird in Betreff seiner Untersuchungen irregeführt. „Und doch hege ich die feste Ueberzeugung, dass meine Arbeit einen vollständig neuen Weg zur vollkommensten Kenntniss aller Handlungen in den praktischen Zweigen des socialen Lebens, also in der Medicin, in der Landwirthschaft und anderen Gebieten anbahnt. Ja, man erlangt sogar das Bewusstsein der Bedeutung des Menschen. Ich muss darum alles aufbieten, um der Gesellschaft die Augen zu öffnen.“ Daraufhin wird die bereits im Titelblatt enthaltene Aufforderung, die betreffenden Theorien zu widerlegen, wiederholt. „Wie aus dem weiteren Inhalt ersichtlich ist, genügen einige wenige Zeilen, um 12 anerkannte Fundamentalsätze der Wissenschaft als falsch hinzustellen, ich aber bitte nur um eine Widerlegung eines meiner Beweise“ „Sollten meine Beweise jedoch nicht widerlegt werden können, so hoffe ich, dass die Gesellschaft die Arbeit freundschaftlich begrüßen wird, die bereit ist, ihr durch Wort und That zu dienen.“

Auf den folgenden Seiten werden die Wissenschaften schonungslos heruntergemacht, mehrere allgemein anerkannte Sätze aus der Physik und Mechanik werden ziemlich planlos angeführt und daraufhin widerlegt. Im Gegensatz dazu wird das Werk des Verfassers auf Schritt und Tritt gelobt. Auf S. 10 zählt der Autor ganz ausserhalb des Zusammenhanges eine Reihe von Arbeiten auf, die — wie er sagt — gedruckt zu werden verlangen“. Daraufhin folgen auf 28 Seiten 20 Declarationen aus den Gebieten der Physik, der Chemie, der Physiologie, der Mechanik etc., alle diese Ausführungen enthüllen uns jedoch nur die kindischen Ansichten und die demente Denkungsart des Verfassers.

Fortwährend beklagt er sich darüber, dass man seine Arbeiten, „denen er 25 Jahre seines Lebens gewidmet“ habe, todtschweige. „A. Humboldt hat ungeachtet der Gepflogenheiten des XIX. Jahrhunderts meine beiden Briefe aus dem Jahre 1850, in denen ich flehentlich bat, mich nicht im Irrthum zu lassen, falls meine Ansichten falsch sind, nicht beantwortet. Die Pariser Academie antwortete im Jahre 1852: Ce n'est pas une question académique. Die Moskauer Naturforschergesellschaft schrieb im Jahre 1857: „Elle n'est pas tenue“ d. h. sie wäre nicht verpflichtet, neue Theorien zu begutachten.“ Ebenso schnöde verfahren die Moskauer Mathematische Gesellschaft, das Gelehrtencomité des Marineministeriums, die Petersburger Akademie der Wissenschaften

und auch die Zeitschriften, die es ablehnen, die wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers zu veröffentlichen.

Auf S. 41—51 theilt der Autor seine Cholera-theorie mit:

„Die in die Lungen eintretende, mit positiver, centrifugaler Elektricität geladene Luft wirkt direct auf das Blut ein, das aus rundlich geformten Kugeln (also mit überwiegender centripetaler Thätigkeit) und formlosem Serum (also mit überwiegender centrifugaler Thätigkeit) besteht. Die Kraft des Serums muss demnach dermaassen verstärkt werden, dass es den Körper verlässt.

Es ist daher verständlich, warum die Schweissabsonderung, also die Ableitung des Cholera-principis auf eine centrifugale Erscheinung, die zerstörende Wirkung derselben auf den Körper aufhebt. Gelingt es aber nicht, den Schweiss hervorzurufen, so entwickelt das Cholera-princip die Centrifugalkraft des Serums, was Kopfschmerzen, Hitze, Unruhe und schliesslich die Entfernung des Serums aus dem Körper zur Folge hat.“

Wir können nach dem hier Angeführten bei unserem Autor folgende Eigenthümlichkeiten feststellen:

1. Zunächst fällt uns auf Schritt und Tritt die übertriebene Meinung des Autors von seinen eigenen geistigen Kräften auf. Er behandelt die wichtigsten Fragen aller möglichen Wissenschaften, verkündet fortwährend, dass die Wissenschaft irrt, dass die Wissenschaft vergessen hat, dass die Wissenschaft die Gesetze der Mathematik oder die Gesetze des gesunden Menschenverstandes ausser Acht gelassen hat. Zugleich behandelt er bekannte Gelehrte en canaille und verlangt, mit ihnen öffentlich zu disputiren.

2. In vollem Ernst spricht der Autor den Verdacht aus, dass er ein Opfer des Hasses und Neides geworden sei, denen auch die Gesellschaft blindlings folge.

3. Als dritte Eigenthümlichkeit ist die geistige Beschränktheit anzuführen, die an Demenz grenzt oder in dieselbe übergeht. Das geht namentlich aus der Unfähigkeit des Autors hervor, sich aus Nachschlagebüchern die einfachsten Kenntnisse über Fragen zu verschaffen, mit deren Lösung er öffentlich hervortritt.

II. N. Simonowitsch. Dieser Autor veröffentlichte im Jahre 1898 eine 25 Seiten enthaltende Broschüre: „Eine Hypothese über die Function des Atomgewichts der Elemente“. Dieses Werkchen entbehrt zwar nicht wissenschaftlichen Geistes, trägt aber doch ein pathologisches Gepräge, durch das es sich dem Werke von Tibeau-Brignol nähert.

Im Anfang seiner Broschüre erklärt der Verfasser, dass er keine höhere Bildung besitze und mit der Chemie nicht genügend vertraut sei. Dieser Umstand hindert ihn aber nicht, die schwierigsten Fragen in Angriff zu nehmen. Die Welt entstand nach S. aus einer ungeheuern Wasserstoffmenge, die von Sauerstoff umgeben war.

Interessant ist die Art, wie der Autor auf Entgegnungen reagirt. „Prof.

Konowalow sagte mir, meine Vermuthung wäre unlogisch, da Wasserstoff leichter als Sauerstoff, ausserdem eine Verbindung dieser Elemente zu Wasser bei dieser ungeheueren Temperatur der reinste Unsinn wäre“. Die Antwort darauf lautet: „Ich kenne nicht die Ursache aller Ursachen, ich behaupte nur, dass der Wasserstoff als Kugel innerhalb des Sauerstoffs hängt, und dass die Verbrennung an der Peripherie und vielleicht auch innerhalb der Kugel stattfindet . . .“ „Man sagt mir dann: beweisen Sie Ihre Function, die Chemie ist eine deductive und keine speculative Wissenschaft, zerlegen Sie die Elemente auf ihre Bestandtheile, dann werden wir Ihnen glauben“. „Diese Forderung — sagt der Verfasser — kommt dem Verlangen gleich, auf eine gewisse grössere Entfernung von der Erde gebracht zu werden, damit man sich überzeugen könne, dass dieser Planet eine elliptische Bahn zurücklegt“.

III. Platon Lukaschewitsch darf mit Recht als interessantester und typischster Repräsentant des hier in Betracht kommenden pathologischen Zustandes bezeichnet werden. Wie in einem Brennpunkte finden wir in seinen Werken alle diese Züge vereinigt, die bei den anderen Autoren in minder deutlicher und unvollständiger Form zum Ausdruck kommen.

Lukaschewitsch, der ein sehr wohlhabender Gutsbesitzer aus dem Gouvernement Poltawa war, erhielt eine recht gute philologische — oder richtiger sprachliche — Bildung. In der psychopathischen Literatur war er über 40 Jahre thätig (sein erstes Werk erschien 1845, sein letztes — 1885). Wir besitzen 10 meist sehr umfangreiche Bücher dieses Autors: so enthält ein Buch 922, ein anderes 783, ein drittes 610 Seiten. Eine genaue Uebersetzung der Titelblätter dieser Bücher zu geben, wäre sehr schwer, da L. sich nicht mit dem bestehenden Wortschatz begnügt und fortwährend Wörter eigener Erfindung gebraucht, deren Sinn nicht immer errathen werden kann. Wer sich der Mühe unterziehen wird, die Tausende von Seiten durchzulesen, auf die wohl nicht wenig Zeit und Arbeit verwendet worden sind, der wird über die Dürftigkeit der darin vorkommenden Gedanken und über die Einförmigkeit des Inhalts erstaunt sein. Erst nachdem man sich mit der sonderbaren Art des Verfassers, zu denken, vertraut gemacht hat, wird es einem möglich, sich einigermaassen in dem furchtbaren Gedankenwirrwarr dieser Werke zurechtzufinden und den willkürlichen logischen Sprüngen L.'s zu folgen.

Sein erstes, in Petersburg erschienenenes, 404 Seiten umfassendes Buch betitelt L. „Tscharomutj, oder die heilige Sprache der Magier, Zauberer und Priester, entdeckt von Platon Lukaschewitsch“. Auf der ersten Seite dieses Buches lesen wir: „Bevor ich der Welt erklären kann, was „Tscharmutj“ bedeutet, muss ich — wenn auch nur oberflächlich und Vieles weglassend — bemerken, dass unsere slavische Sprache die Sprache der Urwelt ist“ „Nach der Schöpfung der Welt besass das Menschengeschlecht eine allgemeine Sprache, die slavische. Der Herr hat aber den menschlichen Uebermuth gebeugt und die Sprachen vermischt. Dieses Sprach-

gemisch heisst „Tscharomutj¹⁾“. Die Magier und die Fürsten wollten — nach Lukaschewitsch — die slavische Ursprache geheim halten. Für den Gebrauch des Volkes dachten sie daher eine andere Sprache aus, die dadurch zu Stande kam, dass die Wörter der slavischen Sprache nach bestimmter Methode verdreht, verändert, verunstaltet wurden. Und so kam es, dass die Völker, denen das „Tscharomutj“ gewaltsam, nach blutigen Kriegen aufgedrängt wurde, nach etwa tausend Jahren die slavische Sprache vergassen und das „Tscharomutj“ zu sprechen angingen. Lukaschewitsch gelang es aber, dieses Geheimniss zu entschleiern und slavische Wurzeln in den Sprachen der ganzen Welt nachzuweisen. So fand er, dass, wenn man das lateinische Wort (also das Tscharomutjwort) *manus* umgekehrt, von rechts nach links liest, und dann dienöthigen *Correctiva* macht, man das slavische Wort *imatj* (haben) erhält.

Alle Sprachen kann man nach L. in folgende Gruppen eintheilen: 1. die eigentlich slavische, 2. die slavisch-mongolische, 3. die slavisch-chinesisch-japanische, 4. die slavisch-afrikanische und 5. die slavisch-amerikanische.

„Nach kaum hundert oder zweihundert Jahren wird man — so meint L. — in der besten, gewähltesten Gesellschaft von Paris, London, ganz Europa und Amerika eine der vervollkommeneten slavischen Sprachen sprechen. Später wird die ganze Welt diesem Beispiele folgen. Niemand darf sich dabei in seiner Eitelkeit verletzt fühlen, denn jedes Volk muss unsere Sprache als seine eigene betrachten“.

In einer Anmerkung zur S. 43 seines Buches erzählt L., wie er zur Entdeckung des „Tscharomutj“ gekommen sei:

„Aus eigenen Wörtern wusste ich schon, dass die Etrusker Slaven waren, und dass in ihren Schriften eine Zeile von links nach rechts, die andere von rechts nach links zu lesen ist. Als ich einmal nach diesem Princip den Namen Gleb entziffern wollte, erhielt ich Begl (russisch stammverwandt mit Laufen); meine Freude war unbeschreiblich gross. Ein anderes Mal schaute ich mir aus Wissbegierde das griechische Alphabet an: es ist unmöglich, das Erstaunen und Entzücken zu schildern, das sich meiner bemächtigte. Das Alphabet selbst schien zu sagen: Heil Dir, dem des Magiers Spuren Folgendem! . . . Ich erkannte dann, dass die Phönizier Slaven waren . . . Schliesslich blätterte ich in den lateinischen und griechischen Wörterbüchern und überzeugte mich, dass auch diese Sprachen aus einer Vermischung des slavischen Tscharomutj mit der slavischen Sprache entstanden sind. Ich dankte dann meinem Schöpfer dafür, dass er es für gut befand, mir unerwartet und entschieden die früheren und natürlich auch die zukünftigen Wege der Menschheit zu entschleiern“.

Dasselbe kindische Spiel mit Lauten und Wörtern benutzt Lukaschewitsch auch zur Lösung geschichtlicher Fragen, wobei er natürlich mit demselben kindischen Leichtsinn und Schwachsinn zu Werke geht. Verschiedene Beispiele dieser eigenartigen geschichtlichen Forschung findet man in weiteren

1) L. erklärt diese Wortbildung folgendermaassen: „Tschera“ soll Buchstabe heissen (Tschera heisst aber auch Zauber), „mutij“ heisst trüben, intriguen.

Werken Lukaschewitsch': „Korneslow (soll wohl ungefähr heissen: Wurzelwörterammlung) der lateinischen Sprache. Kiew 1871, in 4. — 922 Seiten“ und „Die angebliche Indogermanische Welt oder der wirkliche Anfang und die wahre Entstehung der deutschen, englischen, französischen und anderen westeuropäischen Sprachen. Kiew 1873 in 2. — 610 Seiten“.

Die slavische Ursprache birgt — nach Lukaschewitsch — die grösste wissenschaftliche und die höchste Volksweisheit in sich. Er begnügt sich deshalb nicht damit, durch Dechiffirung aller Sprachen und Gegenüberstellung verschiedener Wörterbücher die Philologie und die Weltgeschichte neu aufzubauen. Er will auch den Wörtern das darin verborgene, alte, in Vergessenheit gerathene, astronomische, physikalische, geologische Wissen entlocken. Darüber lässt sich Lukaschewitsch in anderen Werken aus, die betitelt sind: „Beispiele des universellen slavischen Tscharomutjs in astronomischen Berechnungen, nebst Erläuterung der umgekehrten Lesung der Buchstabenbenennungen in dem Alphabet der griechischen und koptischen Sprache. Moskau 1855 in 4. 143 Seiten“ und dann: „Darlegung der Hauptgesetze der natürlichen und mikroskopischen Beobachtungsastronomie, sowie der astronomischen Meteorologie, die aus der Berechnung der Leuchtkraftformeln der Himmelskörper ihrer natürlichen Unterabtheilungen, der Maasse der Zeit, der Ausdehnung und der auf der Oberfläche dieser Körper in Folge grösserer oder geringerer Geschwindigkeit ihrer Läufe entstehenden Wärme, sowie auf Grund der Berechnungen nach dem natürlichen Neunzahlssystem abgeleitet Theil I—II. Kiew 1883 in 4. — 783 Seiten“.

Der Leser würde aber in diesem Buche vergeblich nach Beobachtungen oder richtigen Berechnungen suchen. Gleich im Anfang dieses Werkes lesen wir: „Die urslavische Sprache und — von derselben abgeleitet — auch die Sprachen zweiter und dritter Formation enthalten wichtige Angaben über den Bau des Sternhimmels . . . Auf Grund dieser Angaben stellte ich dieses Werk zusammen, das über die Ursachen des Wetters und der damit zusammenhängenden grösseren oder geringeren Kälte, über die Richtung und Stärke der Winde und Stürme, über die Entstehung der Nebel, der Wolken, des Donners, des Blitzes, des Regens, über das ohne sichtbare Ursachen vor sich gehende Steigen und Sinken des Barometers, über das Nordlicht, das Zodiakallicht . . . — folgt eine Aufzählung mancher anderer Dinge — Aufschluss giebt“.

Im Besitze dieser Wissensquelle hält es L. für überflüssig, irgend welche Werke — wenn auch nur Lehrbücher — über die von ihm berührten Gegenstände zu Rathe zu ziehen.

„Heutzutage — sagt er — verliert die Wissenschaft unnützerweise Zeit im Studium der beobachtenden Astronomie . . . Wenn ein solches Himmelsstudium auch scheinbar erfolgreich ist, so erfordert es doch viel Zeit. Das Leben ganzer Generationen reicht kaum dazu aus . . .“

So ist es denn begreiflich, dass L. den kurzen Weg seiner Astronomie

vorzieht, die er die natürliche und mikroskopische nennt, weil sie auf — seiner Meinung nach — natürlichen Zeitmaassen beruht und sich mit Bezeichnungen sehr kleiner Zahlen befasst.

„Die natürliche Astronomie — sagt er — besitzt gegenüber der beobachtenden den ungewöhnlichen oder — genauer — den wunderbaren Vorzug, dass man mittelst derselben auf Grund natürlicher Zeitmaasse, der Ausdehnung der Substanzen, sowie auf Grund natürlicher Licht und Wärmemaasse die wichtigsten astronomischen Berechnungen — vorläufig allerdings nur über unser Sonnensystem — anstellen kann, ohne das Fernrohr zu benutzen; ich sage vorläufig, da ich noch keinen Versuch machte, dieses System auf die sogenannten Fix- und Doppelsterne anzuwenden.“

Nachdem L. sich nun über die Gelehrten lustig gemacht hat, die fernen Dingen nachjagen, das Naheliegende aber nicht zu sehen verstehen, beginnt er mit der Mittheilung seiner eigenen Entdeckungen. Von den Bewohnern der Sonne weiss er zu erzählen, dass ihre Augen das hellste Licht aufnehmen können, ohne geblendet zu werden. Interessanter ist aber das, was wir über die Erde und die Planeten erfahren. Der Unterschied zwischen Amerika und der alten Welt, der sich am Klima, an der Flora und der Fauna bemerkbar macht, schien unserem Autor so bedeutend, dass er zur Erklärung dieses Umstandes eine Hypothese aufstellt, die er mit der ihm eigenen Sicherheit aus einandersetzt. Danach war Amerika einst ein zu unserem Sonnensystem gehörender Planet, der der Erde zu nahe kam und dabei in den Ocean fiel. Bei diesem Fall spaltete sich der Planet in 2 Theile: Nord- und Südamerika. Dieser Vorgang steht jedoch durchaus nicht vereinzelt da: so fiel ein anderes Mal ein anderer Planet auf die Erde und bildete das Festland Australien. Auch Afrika entstand durch den Fall eines Planeten, dessen Einwohner schwarz, kraushaarig und bartlos waren. Beweise für seine Behauptungen entnimmt L. zum Theil der Zukunft. „Die späteren Forschungen — sagt er — werden ergeben, dass die Erdschichten verschiedener Welttheile voneinander verschiedene Thier- und Pflanzenreste enthalten, was ein unumstösslicher Beweis dafür sein wird, dass diese Welttheile fremden Ursprungs sind.“

Mit Hilfe seiner Methode vermag L. auch den Zeitpunkt des ersten Erscheinens des Mondes zu bestimmen. Ein ägyptischer König führte den Namen „Sonne“ und wohl sein Zeitalter wurde — so meint L. — das goldene genannt. Ein späterer ägyptischer König hier Meness, slavisch heisst aber mena — Neumond. Es ist nun klar, dass Meness derjenige König ist, zu dessen Regierungszeit der Mond zuerst erschien.

Die Infectionskrankheiten entstehen nach L. dadurch, dass sich im Organismus überflüssiger Sauerstoff aufhäuft. L. empfiehlt daher die Einhüllung Typhuskranker in Gummisäcke, die den Zugang des schon ohnehin im Ueberfluss vorhandenen verderblichen Sauerstoffs verhindern sollen.

In seinem Buche über das „Tscharomutj in astronomischen Berechnungen“ stellt Lukaschewitsch die Wichtigkeit und „Natürlichkeit“ der Zahl 9 fest. Im Gegensatz zum Decimalsystem

„... kann das Neunzahlssystem als Grundlage der Astronomie, Chemie,

Physik, Botanik und Zoologie betrachtet werden Nach diesem System ergibt die Zahl 9, multiplicirt mit jeder beliebigen anderen Zahl, sich selbst (nämlich, wenn man die Summa der einzelnen Stellen betrachtet), so ist $9 \times 9 = 81$ ($= 8 + 1 = 9$) . . . Diese Zahl herrscht auch in allen Pflanzentheilen vor . . . in den Adern und Randeinschnitten der Blätter . . . , in den Blüten, den Kelchblättern, den Staubgefässen, den Fruchtblättern . . . Die kleinen Finger und Zehe des Menschen gelten nur halb, weil die Natur die Zahl 10 mit allen Mitteln zu vermeiden sucht. Daher hat der Mensch 18 Finger und Zehen ($1 + 8 = 9$) Die Zahl der Oeffnungen des menschlichen Körpers beträgt 8 . . . Ebenso besitzt der Mensch 18 ($1 + 8 = 9$) echte Rippen . . .“

Die 32 Zähne des Menschen bilden nur eine scheinbare Ausnahme, denn zu den Zähnen gehören ja die beiden aus je zwei Hälften bestehenden Kiefer. Das macht dann 36 ($3 + 6 = 9$) aus. Mit Hülfe seiner Wunderzahl ist Lukaschewitsch sogar im Stande Irrthümer der Physiologie zu berichtigen. So citirt er aus einem Lehrbuch der Physiologie die Thatsache, dass zum vollständigen Kreislauf des Blutes 35 Herzschläge erforderlich sind, um daran folgende Kritik zu knüpfen:

„So ausgezeichnet die angeführte Beobachtung auch ist, so enthält sie doch einen kleinen, aber wichtigen Fehler: in allen derartigen Vertheilungen und Berechnungen des inneren Baues und der Functionen lässt die Natur des Pflanzen- und Thierreichs die Zahl 35 ($3 + 5 = 8$) nicht zu, ihr entspricht die Zahl oder die Berechnung 36 ($3 + 6 = 9$): so sahen wir, dass die Ein- und Ausathmung $4\frac{1}{2}$ Pulsschlägen gleicht, so dass 36 Herzschläge genau 8 Ein- und Ausathmungen entsprechen“

Ueber die zukünftige Gestaltung des Himmels weiss L. auch viel zu erzählen. Den Jupiter stellt er als den Räuber unter den Planeten hin, der fortwährend kleinere Planeten an sich heranzieht. „Wird nun der dicke und dichte Jupiter noch lange den Fang der kleinen Planeten betreiben?“ fragt L. und äussert die Vermuthung, dass alle zwischen der Sonne und diesem „unersättlichen“ Planeten sich bewegendem Himmelskörper dem letzteren zum Opfer fallen werden. Das wäre umsomehr zu bedauern, als die Pflanzen- und Thierwelt des Jupiter lange nicht auf der hohen Stufe ständen, wie auf dem Neptun. Diesem stellt L. übrigens auch eine glänzende Zukunft in Aussicht: dieser Planet werde einst zur Sonne avanciren.

Die hier wiedergegebenen Gedanken sind bei Lukaschewitsch keineswegs systematisch auseinandergesetzt. In seiner Darlegung finden wir vielmehr die grösste Unordnung, die sonderbarsten Sprünge und Uebergänge.

Vergleichen wir den fruchtbaren, redseligen Lukaschewitsch mit dem bescheidenen und beschränkten Tibeau-Brignol, so müssen wir die psychischen Zustände beider als völlig ähnliche bezeichnen. Gleich Tibeau-Brignol äussert Lukaschewitsch in seinen Werken eine krankhaft übertriebene Meinung von seiner Persönlichkeit und dem Werthe seiner Thätigkeit. Ueber Darwin macht er sich lustig, die Forschungen der Gelehrten nennt er Hirnspinnste.

„Die einseitige Deutung der Gravitation führte die Gelehrten zu den unsinnigen Vorstellungen über die Zusammensetzung unseres Sonnensystems und der Sonne selbst. So sollen einige Planeten auf Grund dieser elenden Gravitation die Härte der härtesten Metalle besitzen, die anderen sollen weich wie Koth und Brei sein; andere Himmelskörper wiederum werden uns als bis zum dampfförmigen Zustand verdünnt geschildert, so dass sie nicht einmal von Teufeln bewohnt werden könnten. . . . Solche ungewöhnliche Verschiedenformigkeit, die an das Wort: „Wer nicht glaubt, der zahlt einen Thaler“ erinnert, giebt es in der Natur nicht und kann es auch nicht geben“.

Ueber seine historisch-philologische Forschungen äussert sich Lukaschewitsch folgendermaassen:

„Um das zu erreichen, war so viel Mühe, Scharfsinn und Ueberlegung erforderlich, wie es von niemandem geahnt wurde. Bis dahin pflegte man jeden derartigen Versuch für einen willkürlichen Flug der Phantasie zu halten und als Mangel des gesunden Menschenverstandes auszulegen.“

Neben derartigen Grössenideen äussert jedoch Lukaschewitsch fortwährend auch Verfolgungs-ideen.

„Verschiedene Male erzählte ich von meinen Entdeckungen manchen Personen, das hiess aber tauben Ohren predigen. Entweder musste ich alle Naturgesetze mit einem Male auf neuer Grundlage entdecken, oder ich musste auch auf das Grosse, bis dahin Unzugängliche, was ich bereits damals kannte, verzichten.

Der Gedanke rief in mir — das muss ich gestehen — einen Schauer hervor: wie sollte ein Mensch — und dazu noch unter solchen ungünstigen Verhältnissen — etwas derartiges vollbringen, wie sollte er dieses Ungeheure, Unbekannte, Vielfältige heben! Mit einer Hand musste ich nehmen, mit der anderen mich wehren und den Weg frei machen. . .“

Gleich den anderen psychopathischen Personen desselben Schlages äussert Lukaschewitsch eine besondere Neigung zur Bildung und Benutzung neugeschaffener Wörter an Stelle der gebräuchlichen. Dieses Streben nach Neologismen entspringt zum Theil den Grössenideen und dem Wunsche, es anders, als die gewöhnlichen Menschen zu machen, zum Theil liegt es an dem eigenartigen, paradoxen Charakter der Ideen des Kranken, die auch einer eigenartigen spezifischen Form bedürfen.

Lukaschewitsch bietet, gleich Tibeau-Brignol, unzweifelhafte Zeichen des Schwachsinn's. Dieser Schwachsinn äussert sich in den kindischen, unsinnigen, naiven Begriffen über die allbekanntesten, sehr leicht fasslichen Dinge, in der offenbaren Unfähigkeit, sich aus den Nachschlagebüchern die elementarsten Kenntnisse über die von ihm erörterten Gegenstände anzueignen und schliesslich in der Inconsequenz, der Unentwirrbarkeit seiner Darlegungen, in den beständigen Wiederholungen, aus denen wir ersehen können, dass es dem Autor unmöglich war, den Faden seiner eigenen Gedanken festzubalten.

In seinen zahlreichen Werken, die die wunderbarsten Benennungen tragen, beschäftigt sich L. eigentlich mit einem und demselben beschränkten

Kreis von beschränkten Gedanken; überall kommt er durch Umstellungen von Zahlen und Lauten zu einer Reihe zusammenhangloser Schlüsse. Wir haben es bei L. mit einer eigenartigen lexikalischen Beschränktheit des Verstandes zu thun, der von rein äusserlichen, formalen Eigenschaften des zu erörternden Gegenstandes geleitet wird. Aus diesem Grunde werden in L.'s Werken Astronomie und Philologie fortwährend vermischt und verflochten, ohne dass es zu einer Spur von einer inneren Verbindung dieser Wissenszweige kommt.

Zum Verständniss des Charakters und der Richtung der geistigen Thätigkeit Lukaschewitsch's trägt auch ein wenig das Sachregister und das literarische Quellenverzeichnis seiner Bücher bei. Unter den 35 angeführten Werken befindet sich nur eine Grammatik, 33 Werke sind einfache Wörterbücher. Ueber Astronomie hat er nur Arago, Flammarion und das bekannte Sammelwerk „Kosmos“ gelesen, der Inhalt dieser Bücher blieb ihm aber unbekannt oder doch wenigstens unverständlich. L. erzählt, dass er sich auch mit Chemie und Geologie befassen wollte; aber auch an diese Wissenschaften wäre er doch sicher mit demselben Verfahren des Wort- und Zahlenspiels herangetreten, mit dessen Hülfe er Geschichte und Astronomie studirt hatte. Ausserhalb dieses Verfahrens gab es für ihn keine Gedankenbewegung, keine Horizonte.

IV. D. Martinow. Dieser Autor war früher Seminarlehrer und bekleidete dann eine Stelle, die der eines preussischen Schulraths entspricht. In seinem Amt war er durchaus tüchtig und entfaltete keine geringen pädagogischen und organisatorischen Fähigkeiten. Einigen kleinen Broschüren, die er verfasste, ist ein gewisser Werth nicht abzusprechen. — In scharfem Gegensatz dazu steht sein späteres umfangreicheres Werk: „Entschleierung des Geheimnisses der menschlichen Sprache und die Klarlegung der Unhaltbarkeit der gelehrten Sprachwissenschaft“. (Moskau 1898. — 92 S.) Das auf dem Titelblatt abgedruckte Motto beginnt mit dem Satze: „Erkenne die Sprache mit dem Geiste und nicht mit dem Ohre.“ (Zu bemerken ist, dass sich die russischen Wörter für „Geist“ und „Ohr“ im betreffenden Casus reimen.) Der psychopathische Styl und die psychopathische Tendenz sind in diesem Werke in überzeugendster Weise durchgeführt. Es scheint, als ob Martinow sich diesen Styl und diese Logik nach fremden Mustern angeeignet hätte. In dieser Beziehung bietet das Werk grosses Interesse als typisches Beispiel moralischer Infection, der in erster Linie natürlich psychopathisch veranlagte Individuen, in geringerem Grade jedoch auch gesunde Personen ausgesetzt sind.

Schon der erste Paragraph des Buches, der die Ueberschrift „Was ist die Seele?“ trägt, kann als glänzende Illustration der Gefahren dienen, die dem menschlichen Verstande drohen, wenn er die Logik der Thatsachen verlässt und sich auf die Logik der Worte stützt, oder die thatsächlichen Grundlagen des Gegenstandes durch imaginäre, symbolische ersetzt. Der ganze Inhalt des ersten Paragraphen stützt sich darauf, dass im russischen die Wörter „Geist“ und „Seele“ unter einander stammverwandt und dem Worte „athmen“ ähnlich sind (Duch, Duscha, dyschatj). Haben aber zwei Wörter, die er in Zu-

sammenhang bringen will, keinen ähnlichen Klang, so bildet auch dieser Umstand für unsern Autor kein Hinderniss. Er hilft sich einfach dadurch, dass er zwischen die betreffenden Wörter eine Reihe anderer sinnloser Wörter einschaltet, die dem Klange nach den Uebergang herstellen. So bildet er, um das Wort „Tjelo“ (Körper) dem Worte „Dychanje“ (Athmung) nahe zu bringen, folgende Reihe: Tjelo—Tchelo—Dychelo—Dychalo—Dychanje.

Der lebende Mensch — sagt Martinow — besteht aus Körper und Seele. Seele aber ist Athmung: wer athmet, der besitzt eine Seele. Die Athmung hat die Verbrennung des Blutes zur Aufgabe. Zur Erneuerung des Blutes ist aber Nahrung nothwendig. Das Leben besteht demnach aus Athmung und Nahrung. Und nun kommt eine Verherrlichung der Nahrung mit Hilfe einer Menge neu-erdachter Wörter und seltsamer überschwänglicher Ausdrücke.

Die ganze Psychologie und alle Geheimnisse der menschlichen Sprache werden von Martinow gewaltsam in den Nahrungsprocess eingeschlossen. Das Essen ist für M. der universelle Mittelpunkt, um den sich das gesammte physische und moralische Leben gruppirt. In M.'s System bildet das Essen denselben kabbalistischen und pathologischen Punkt, wie die Zahl 9 bei Lukaschewitsch. Von dem Worte Essen leitet M. alle Begriffe ab, dieses Wort ist in M.'s Denkapparat mit den wichtigsten und höchsten seelischen Processen verbunden, die zur Nahrung in gar keiner — weder formaler, noch inhaltlicher — Beziehung stehen.

Trotz der Schroffheit mancher Ausdrücke, bleibt Martinow doch ein Meister des Wortes, das er ungemein treffend gebraucht. Er verunstaltet aber seine Begabung dadurch, dass er sich von der äusseren Seite der Rede, vom Gleichklang, von Alliterationen hinreissen lässt, er vergisst, dass das Wort eine einfache Formel, eine äusserliche Hülle des Gedankens ist und dass der Mensch dem Gedanken und nicht der Phrase, der schönen Hülle nachzujagen hat. Dieser Umstand führte Martinow zu dem Verfahren aller anderen psychopathischen Autoren. So leitet er von dem Worte „Essen“ alle wichtigeren Begriffe und die Wörter: angenehm, unangenehm, gleichgiltig, Ding, Vollkommenheit, Idee, Noth, anschauen, Himmel, Aesthetik, Natur, Vater, Familie, Gemüse, Herbst, Sommer, Frühling und viele andere ab. Die Art der Ableitung ist natürlich im höchsten Grade willkürlich und erinnert an das vorhin angeführte Beispiel der Ableitung des Wortes „Tjelo“ vom Worte „Dychanje“.

Der Grad der Einbildung M.'s geht schon aus dem Titel seines Buches hervor: spricht er doch darin aus, dass er die wissenschaftlichen Sprachdisciplinen an den Pranger stellt. Aber auch an zahlreichen Stellen seines Buches macht er sich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über die Sprachgelehrten lustig. Am weitesten versteigt sich Martinow in seiner pathologischen Denkweise, als er den stolzen Satz, dessen Form er Christo entlehnt, ausspricht: „Ein neues, einzig wahres Gebot der Sprachwissenschaft verkünde ich Euch . . .“ Offenbar wähnt sich hier Martinow in seiner Selbstberauschung durch seine „Ess“-ideale zur Höhe desjenigen erhoben, der den Menschen die höchsten moralischen Ideale gegeben hat. An einer anderen Stelle variirt er die bekannte zornig-feierliche Drohung Christi: „Wehe Euch Schrift-

gelehrte und Pharisäer . . .“, indem er sagt: „Wehe der Philologie, die nicht im Laute ch den Lebensathem (russisch: dychanje) spürt . . . Wehe, wehe der Philologie, die darin nur den Ohren-Alphabetlaut hört . . .“

V. P. Lednew. Dieser Autor veröffentlichte ein Werk unter dem Titel: „Krystalle des Geistes und das Verhältniss des Stoffes zum Geiste, eine Arbeit in 2 Theilen mit 40 Tafeln, die bunt gefärbte Zeichnungen enthalten. Moskau 1896“.

Die auf dem Titelblatt erwähnten Zeichnungen bestehen aus verschiedenfarbigen Vierecken und Kreisen. Auf dem weissen Umschlage sieht man die blaue Aufschrift „Krystalle des Geistes“ und 4 kreuzförmig liegende Quadrate, die als erster, zweiter, dritter und vierter Krystall bezeichnet sind. Warum das Buch eigentlich „Krystalle des Geistes“ heisst, das kann man weder aus der Lectüre des Buches selbst, noch aus der Betrachtung der Zeichnungen verstehen. Der Sprache und dem Inhalte nach trägt das Buch den Charakter einer philosophischen Abhandlung, ist aber natürlich ein nur pseudowissenschaftliches Werk. Die äussere wissenschaftliche Form ist zwar durchweg gewahrt, den Styl und die Termini technici beherrscht der Autor vollkommen. Aber der Inhalt, der hinter dieser schönen Form steckt, ist nebelhaft, inconsequent, zusammenhangslos. Zur Illustration wollen wir ein paar kurze Proben der Lednew'schen Logik anführen.

„Wodurch wird der Unterschied bestimmt, durch den ein Geist mehr Geist oder eben so viel Geist, oder weniger Geist, als der andere Geist ist? Durch Thätigkeit. Der thätigere Geist ist Geist im Vergleich zum minder thätigen Geist“

„Das Gefühl, das sich über das mittlere Niveau erhebt, ist Geist, so z. B. das Gefühl des Menschen; das Gefühl, das unter diesem Niveau liegt, ist Stoff, z. B. das Gefühl des Fisches. Der Gedanke, der über dem mittleren Niveau liegt, ist Stoff, wie z. B. der Gedanke des Menschen. Der Gedanke, der unter dem mittleren Niveau liegt, ist Geist, wie z. B. der Gedanke des Fisches. Der über dem mittleren Niveau liegende Wille ist Geist, wie z. B. der Wille des Menschen. Der unter dem mittleren Niveau liegende Wille ist Stoff, wie z. B. der Wille des Fisches“

„Wodurch wird der Umstand bestimmt, dass ein Stoff mehr oder eben so viel oder weniger Stoff ist, als der andere Stoff? Durch Passivität. Der passive Stoff ist Stoff im Vergleich zu dem minder passiven Stoff“

Von anderen Autoren spricht Lednew sehr wegwerfend. So äussert er sich über ein Argument von Mill: ein leichtsinnigeres Argument ist schwer aufzufinden.

In den von uns angeführten Proben aus der psychiatrischen Literatur finden wir viele ähnliche und sogar gemeinschaftliche Züge. Die Aehnlichkeit betrifft nicht nur das Ganze, sondern auch Einzelheiten.

Man kann nicht umhin, diese Aehnlichkeit, die zuweilen zur Gleichheit wird, als Krankheitssymptom, als pathognomonisches Zeichen anzusprechen. In der That lehrt die Erfahrung, dass Fehler und Irrtümer gesunder Personen das Gepräge der Individualität an sich tragen und die bunte Mannigfaltigkeit, die das menschliche Leben und Denken sowie die Persönlichkeit des Menschen kennzeichnet, widerspiegeln. Dagegen fallen uns die Wahnideen Geisteskranker durch die Einförmigkeit und Monotonie ihres Inhaltes und ihrer Form auf. Diese Thatsache war schon seit Aretäos aus Kappadokien im I.—II. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekannt.

Die psychopathischen Autoren weisen folgende gemeinschaftliche Symptome auf:

1. Grössenideen.
2. Verfolgungsideen.
3. Zeichen eigenartigen Schwachsinn.
4. Eigenartigkeit der geistigen Beschaffenheit.
5. Eigenthümlichkeiten im Handeln.

Die beiden ersten Symptome bedürfen keiner Erläuterungen, an die übrigen wollen wir jedoch einige Bemerkungen knüpfen.

Der Schwachsinn unserer Autoren kommt in einer Form zum Vorschein, die von französischen Publicisten treffend als *simplicisme* bezeichnet wurde. Darunter versteht man geistiges Schablonenthum und Einfalt, oder eine Neigung des Verstandes, solche Gegenstände und Verhältnisse, die mehr oder minder complicirt sind und die dem gewöhnlichen gesunden Menschen auch so erscheinen, als vereinfacht und uncomplicirt zu betrachten. Diese Verstandseigenschaft hindert die psychopathischen Autoren — auch die von Verfolgungsideen beherrschten — die Ereignisse und Thatsachen mit der Ausführlichkeit und dem Misstrauen zu prüfen, die wir z. B. bei den Paranoikern beobachten. Darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen der Paranoia und dem pathologischen Zustande, der uns beschäftigt und der sonst dieser Krankheit ähnlich zu sein scheint. Auch der Grössenwahn unserer Kranken zeichnet sich durch Leichtsinn, kindische Uebertreibung und Eitelkeit aus, was nun wiederum nur durch den Schwachsinn erklärt werden kann, namentlich wenn wir in Betracht ziehen, dass die Stimmung der psychopathischen Autoren in vielen Fällen keine Abweichung von der Norm hat und daher nicht als Ursache der fehlerhaften Urtheile angesehen werden konnte.

Die für die betreffenden Personen charakteristische Eigenthümlichkeit der geistigen Beschaffenheit besteht in mehr oder minder deutlich ausgeprägter — zuweilen sehr scharfer und unver-

besserlicher — Neigung zum formalen und symbolischen Denken, das bei ihnen an Stelle des objectiven Denkens tritt. Das objective Denken, das die Erinnerung und die mehr oder minder genaue Reproduction optischer, acustischer und anderer Bilder zur Grundlage hat, wird bei ihnen durch symbolische Bilder, d. h. durch Worte und Zahlen ersetzt. In der Terminologie der Flechsig'schen Lehre von den Associationscentren könnte man zur Erklärung dieser Thatsache sagen, dass die Thätigkeit des hinteren Associationscentrums, das die von der Aussenwelt kommenden Eindrücke verarbeiten soll, bei unseren Kranken subnormal ist. Man könnte auch annehmen, dass die Wechselwirkung zwischen dem vorderen und dem hinteren Associationscentrum mangelhaft entwickelt ist, so dass die Thätigkeit des Sprachcentrums — des Centrums des für diese Personen wichtigsten Gedankensubstrats — in den Vordergrund tritt. Daher besitzen die Gedanken der psychopathischen Schriftsteller nie die Klarheit, Plastik und Objectivität, durch die sich Gedanken gesunder Personen auszeichnen. Diese Schriftsteller streben nicht danach, die Wirklichkeit als solche in Erinnerung zu rufen, sie begnügen sich mit einer illusorischen Reproduction derselben mit Hilfe von Zahlen und Formeln. Ihr Verstand ist in dieser Beziehung sehr mangelhaft disciplinirt. Ueberhaupt ist ihnen jede Disciplin ebenso unzugänglich wie verhasst. Die Fähigkeit präzise zu denken und das Verständniss für scrupulöse wissenschaftliche Strenge des Urtheils fehlt diesen Personen gänzlich. Mit Vorliebe wenden sie sich Gemeinplätzen zu, besonders auffallend aber ist ihre Neigung, sich in einem engen, für ewig bevorzugten Vorstellungskreis zu bewegen, aus dem es für sie kein Entweichen giebt. Man braucht nur die von uns angeführten Proben anzusehen, um sich von dieser Thatsache zu überzeugen. Sogar bei dem in geringerem Grade inficirten Autor, bei Martinow, stossen wir auf die Monotonie der Vorstellungen und auf den unüberwindlichen Drang, alles auf das Essen, sein hauptsächlichstes Gedankenobject, zurückzuführen. Dasselbe finden wir bei Lukaschewitsch mit seinem Wort- und Zahlenspiel, bei Tibeau-Brignol und den anderen. Nicht nur die Einförmigkeit ihrer Ideen, sondern auch die Gleichheit der Bilder, in die sie zuweilen ganz verschiedene Gedanken und Vorstellungen kleiden, ist bezeichnend.

Nun muss man aber sagen, dass sich die Sprache mancher dieser Kranken auf den ersten Blick durch einen Glanz, eine Mannigfaltigkeit und Originalität auszuzeichnen scheint, die lebhaft an decadentische Literaturerzeugnisse erinnern. Doch fehlt auch hier in der Sprache ihre werthvollste Eigenschaft, die Treffsicherheit; die willkürlichen,

phantastischen Bilder und Vergleiche sind ebenso weit von der objectiven Wahrheit entfernt, wie die neunzahlige Kabbalistik Lukaschewitsch' von der Astronomie oder wie die „Ess“vergleiche Martinow's von der Psychologie. Diese fernen unklaren Associationen beweisen nur, dass die Autoren nicht die Fähigkeit besitzen, solche Bilder zu finden, die jedem sofort einleuchten. Die grossen Schriftsteller versteigen sich nicht in die fernsten Gebiete, durchstöbern nicht alle möglichen Lexika, um ein richtiges Wort zu finden, sie gebrauchen mit Vorliebe solche Vergleiche und Bilder, die jedem vertraut sind. Ein wirklicher Meister des Wortes entdeckt uns in seinen Bildern den Zusammenhang zwischen verschiedenen alltäglichen Gegenständen, dessen Vorhandensein wir nicht geahnt haben. Seine Begriffe stempelt er mit den treffendsten Worten, die wir sofort gern acceptiren. Das Wort ist demnach beim grossen Schriftsteller ein sichtbares oder hörbares Zeichen neu entdeckter Verhältnisse. Wenn wir aber in decadentischen Werken von „Lila-stimmungen“ sprechen hören, so verstehen wir nur das Wort, die That-sache aber, auf die hier hingewiesen werden soll, wird von uns nicht verstanden, der hier frisch gestempelte Gegenstand bleibt uns unbekannt.

Die Decadenten ähneln also insofern den von uns geschilderten Autoren, als sie uns neue Worte und Formeln liefern, ohne dass dahinter neue geistige Thatsachen stecken. Die Neuheit und Originalität der Sprache erscheint hier als Resultat einer rückschrittlichen Gedanken-evolution. Im besten Falle könnte die Buntheit und Neuheit der decadentisch-psychopathischen Sprache als Ausfluss einer neuen eng speciellen geistigen Combination, als Ausdruck eines mikroskopischen Talentes angesehen werden. Aber auch dann erinnert diese neue Sprache und diese beschränkte Begabung an die auch unter Idioten vorkommenden Maler, die z. B. ausgezeichnet Vogelköpfe malen, ohne jedoch im Stande zu sein den ganzen Vogel — geschweige denn etwas anderes — darzustellen.

Eine Eigenthümlichkeit der geistigen Beschaffenheit unserer Kranken bildet ihre Starrheit des Denkens, ihr Hang zur Routine, ihre Unfähigkeit, den engen Kreis ihrer specifischen Logik zu erweitern. Die wissenschaftliche Denkart, die für den gesunden Menschen eine Quelle des Genusses und einen Gegenstand der Nachahmung bildet, ist den psychopathischen Autoren — übrigens auch den Decadenten — verhasst. Von ihren Irrthümern sind unsere Kranken auf keine Weise abzubringen, denn weder verstehen sie an sich Kritik zu üben, noch vermögen sie einer fremden Kritik zu folgen. Zum Theil hängt das mit ihrer mangelhaften Bildung und ihrer Unfähigkeit, sich die nöthigen

wissenschaftlichen Kenntnisse anzueignen, zusammen, zum grössten Theil aber ist ihr organischer Starrsinn, der an den Starrsinn der Paranoiker und der Geisteskranken überhaupt erinnert, daran schuld. Eine fremde Kritik führt bei ihnen nicht nur nicht zur Ueberlegung, Vorsicht oder erneuter Prüfung ihrer Schlüsse, sie befestigt vielmehr ihren Eigensinn und ihre Selbstüberhebung.

Die Handlungen unserer Kranken tragen einen Doppelcharakter. Einerseits handeln sie unter dem Einflusse ihrer krankhaften Ideen, andererseits aber folgen sie dem Einflusse der Umgebung, der jeweiligen Verhältnisse und Ereignisse. In ihrer Thätigkeit lassen sie sich also nicht ausschliesslich durch ihre krankhaften Gedanken leiten. Es scheint vielmehr, dass diese Gedanken für unsere Autoren einen rein akademischen Charakter besitzen und von ihnen als Entdeckungen, Pläne und Projecte betrachtet werden, die zwar ihre persönliche Eitelkeit in hohem Maasse befriedigen, aber doch nicht zur unmittelbaren Realisation bestimmt sind. Zum grossen Theil hängt das mit der mangelhaften Entwicklung des Willens, mit der Willensschwäche dieser Kranken zusammen, die aus diesem Grunde mehr schriftstellerisch als praktisch thätig sind. Zugleich aber muss auf eine andere Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Beschaffenheit, auf die normale Entwicklung ihrer Gefühle hingewiesen werden. Diese normalste Seite ihres Seelenlebens dient ihnen als Richtschnur und leitet sie bei ihrem Handeln. Der Schaden, den das fehlerhafte Denken zur Folge haben könnte, wird durch die gesunde Thätigkeit des Gefühls beseitigt. Die Denkfehler bleiben in einem engen Kreise localisirt, während der weitere Kreis der Denk- und praktischen Thätigkeit unter der Controle des Gefühls und des moralischen Takts steht. Es ist also wohl möglich, unsere Autoren nicht unter die Verrückten einzureihen, weil sie — obgleich verrückt oder schwachsinnig in ihrem Denken — doch vernünftig in ihren Handlungen bleiben. Als verrückt — im strengen Sinne des Wortes — müssen diejenigen betrachtet werden, bei denen entweder alle seelischen Functionen (Verstand, Gefühl, Wille) afficirt sind, oder bei denen doch die afficirte Seite zur herrschenden geworden ist.

Bei näherer Betrachtung des erörterten pathologischen Zustandes müssen wir zum Schlusse kommen, dass es sich hier um eine Krankheitsform handelt, die eine Zwischenstellung zwischen Schwachsinn und Paranoia einnimmt und gemeinschaftliche Züge aus diesen beiden Krankheiten aufweist.

Schwachsinnerscheinungen sind bei allen hierher gehörenden Individuen ausnahmslos nachzuweisen. Der Schwachsinn tritt hier als

angeborener — nicht acquirirter — psychischer Fehler auf. Die Untersuchung einiger derartiger Kranken, die in meiner Behandlung standen, ergab den Umstand, dass sich bei ihnen die psychische Abnormität bereits sehr früh, zuweilen schon in der Kindheit — bald in der Form einer frühreifen Entwicklung, bald im Gegentheil in der Form intellektueller Rückständigkeit — äusserte. Doch kommen die speciellen, für den betreffenden Zustand charakteristischen Züge erst in der Pubertät zum Vorschein und zwar entweder als wachsende Neigung zur literarischen Production oder als Leidenschaft zu Erfindungen. Ihrem Wesen nach stehen diese Kranken denjenigen Idioten am nächsten, die als Gelehrtenidioten oder geniale Idioten bezeichnet werden. Diese Fälle zeichnen sich bekanntlich durch einseitige enge Begabung bei niederer allgemeiner geistiger Entwicklung aus. Hierher gehören z. B. Fälle ungewöhnlicher Gedächtnissentwicklung, hervorragender Rechenkunst, besonderer Nachahmungsfähigkeiten, musikalischer Begabung etc. Neben unzweifelhaften Fähigkeiten auf dem Gebiete symbolischen Denkens finden wir jedoch bei unseren Kranken eine ebenso unzweifelhafte geistige Beschränktheit, die sie daran hindert, nennenswerte Erfolge auch auf denjenigen Gebieten und in denjenigen Fächern zu erreichen, für die die bei ihnen vorhandenen Neigungen und Fähigkeiten erforderlich sind. Auf Grund dieses Hauptsymptomes schlagen wir für die beschriebene Krankheitsform den Namen Idiophrenia vor [*ιδιος* = eigener, eigenartiger, *αι φρενες* = Geist, Seele, Verstand, also eigenartige seelische Beschaffenheit¹⁾]. Diesem Gattungsnamen wollen wir das attributive, ebenfalls griechische Wort *paranoides* hinzufügen, um damit auf das Vorhandensein der paranoiden Denkart hinzuweisen, die sich in Grössen- und Verfolgungsideen äussert. Der vollständige Name dieser Krankheit würde demnach „Idiophrenia paranoides“ lauten. In genauer Uebersetzung bedeutet dieser Name: eigenartige intellektuelle Beschaffenheit, die dem Irresein ähnlich ist und äusserlich an Paranoia erinnert.

Die von mir aufgestellte Krankheitsform bietet insofern theoretisches Interesse, als sie im Stande ist, auf das Wesen der Entartungszustände und der Degenerationspsychose einiges Licht zu werfen. Diese Psychosen umfassen ein umfangreiches Gebiet, auf dessen einem Ende sich einige Arten der Idiotie und auf dessen anderem Ende sich reine

1) Esquirol leitete die Benennung „Idiotie“ vom Worte *ιδιος* ab, um damit auf die Thatsache hinzuweisen, dass die neuropsychische Organisation der Idioten nicht nur eine unvollkommene, sondern auch eine eigenartige sei. F. Esquirol, Des maladies mentales. Paris 1838. t. II. p. 284.

entwickelte Formen der Paranoia befinden; eine mittlere Stellung nimmt nun die hier beschriebene Krankheit ein, die meiner Ansicht nach viel mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt geschenkt wurde. Die Neigung der an dieser Krankheit leidenden Individuen, schriftstellerisch thätig zu sein und ihre Werke zu drucken, giebt dem Arzte ein reiches Material zum Studium aller Einzelheiten und Besonderheiten ihrer seelischen Beschaffenheit. Eine nicht geringe Bedeutung muss auch dieser Krankheit beigelegt werden wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit den neuen Strömungen in der Literatur und der Kunst, die als Decadenz und Symbolismus bekannt sind. Ein erfolgreiches Studium dieser degenerativen Strömungen, die immer mehr an Boden gewinnen, ist nur unter Bezugnahme der ins Gebiet der Psychiatrie gehörenden Vorbilder möglich.
